

Ernst Zahn : seine Dichtungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 34

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

erworben und bewohnten dies, während ich mit meiner jungen Frau nun die alten, vertrauten Räume im Bahnhof Göschenen bezog. Noch im selben Jahre nahm mich mein Vater als Teilhaber ins Geschäft auf. Vier Jahre lang führten wir es gemeinsam, bis meine Eltern 1897 sich gänzlich zurückzogen und die alte Firma auf meinen Namen abgeändert wurde. Die Lasten, die auf meinen Schultern ruhen, sind gewachsen, denn meine kleine Frau hat, seit fünf Kinderlein uns ins Nest gekrochen sind, der Pflichten so viele, daß sie nicht noch von denen ihres Mannes sich herüberholen kann; so bleibt mir wenig Zeit, jenem Triebe zu folgen, der mit mir groß geworden ist, von dem, was in mir lebt, mich auszusprechen.

Meinen Kindern zuliebe habe ich seitab vom Lärm und der Unruhe des Bahnhofes ein kleines Haus gebaut. Es liegt am Westende des Dorfes am Weg in die Göscheneralp auf einer sonnigen Matte; der Dammagletscher leuchtet auf mein

kleines Eigen herab. Dort haust meine liebe Frau mit den Kindern, während ich den Großteil des Tages, im Frühling, Sommer und Herbst auch des Nachts, an das Bahnhofgebäude gebunden bin.

Zwischen den Geschäftsstunden liegen schmale, enge Fristen, sie schrumpfen ein und wachsen wieder, je nach dem Verkehr, der durch den Gotthard treibt. Sie darf ich nützen, wenn mir die Muse günstig ist. Wo sie zu klein werden, muß eine Nachtstunde ausbessern.

In der totenstillen Winterzeit kommen auch die Abende wieder, da ich mit dem einzigen Kameraden, den ich hier oben habe, mit meiner Frau, über einem schönen Buche zusammensitze, da wir uns vorlesen, was die bevorzugten Kinder der Städte in prunkvoller Ausstattung auf ihren Bühnen vorgespielt bekommen.

Doch es ist jetzt genug von mir geredet, da soviel Höheres und Schöneres zu preisen bleibt —“.

Ernst Zahn.

Seine Dichtungen.

Vor zwanzig Jahren ist dem Schweizerland am Gotthard droben ein Dichterstern aufgegangen. Es war zuerst ein bescheidenes Lichtlein, ein Sternlein dritten und vierten Ranges. Doch es war ein wirklicher Stern, kein Meteor, das den Himmel durchschnitt und den Aufruhr brachte in die Stille der Nacht, um ruhmlos, wie schadlos zu vergehen; kein glänzender Komet, der majestätisch aufstieg, um für ein kurzes Erdenjahr bloß die Sternennwelt zu regieren. Ernst Zahns Dichterstern leuchtet jetzt noch und leuchtet mit der Kraft und dem ruhigen Glanze eines Sternes — sagen wir zweiter Größe, um nicht in Superlativen reden zu müssen und um dem Gefühle des Unvollendetseins Rechnung zu tragen, dem der Dichter selbst in erkenntnistarcker Bescheidenheit da und dort Ausdruck gibt. Jahr um Jahr hat dieser Stern an Leuchtkraft und Lichtfülle zugenommen; was kann uns hindern zu glauben, daß er sich noch zu der Größe und Reinheit auswachse, wie sie den Sternen erster Größe eignen? Doch lassen wir das klassifizieren und Mutmaßen. Wir haben Tatsachenmaterial genug in den Händen, um zu praktischen Schlüssen und Resultaten zu kommen.

Da sind zunächst die zwanzig Bücher, die der Dichter geschrieben hat. Seit dem Jahre, da sein erstes Buch erschienen ist, seit 1903, ist kein Jahr fruchtlos geblieben, jedes hat uns ein Zahn-Buch geschenkt*). Wir sind an die Promptheit, mit der regelmäßig auf dem Weihnachtstisch ein „neuer Zahn“ erscheint, so gewöhnt, daß wir erst erstaunt, wenn das Ereignis ausbliebe. Man hat Zahn Vielschreiberei vorgeworfen und ihm damit entschieden Unrecht getan. Es darf kein Kritiker und der Laie erst nicht, einem Künstler das Tempo seines Schaffens verdächtigen, solange er seine Sache recht macht; weder das schnelle, noch das langsame. Immerhin

ist das zu sagen: Wenn ein Dichter uns Jahr für Jahr Gutes schenkt, Reiferes sogar, warum sollten wir ihn nicht höher einschätzen als den gleich oder höher begabten unproduktiven?

Uebrigens spricht der Erfolg für den Dichter, der Erfolg, gemessen an der Zahl der Auflagen und am Urteil der Fachkritik. Wenn sein zweitletzter Roman „Einsamkeit“ die 35. Auflage erreicht hat und sein letzter, „Die Frauen von Tannö“ gleich mit einem vollen Zehntausend in die Welt rücken darf, (ich habe das Vorlegeblatt und das Titelblatt der „Frauen von Tannö“ vor mir), wenn die Kritik (es sind mir eine Anzahl Besprechungen der beiden Werke in Erinnerung) diese Tatsache unbeanstandet läßt, im Gegenteil sie recht findet, so darf der Dichter sich zweifellos daraus das Recht auf sein „Neuestes“ schöpfen.

Wir haben also seine Bücher als Belege für des Dichters Art und Ziele. Wir besitzen aber auch schon ausführliche und tiefgehende Darstellungen seiner Kunst, die uns erübrigen, den ganzen Weinberg des Zahn'schen Dichterverkes nach den verborgenen poetischen Schätzen umzugraben. Es hat im „Literarischen Echo“ (8. Jahrgang, Heft 8) August Friedrich Krause und in der „Deutschen Rundschau“ (1907, Bd. 81) kein geringerer als Erich Schmidt diese Arbeit besorgt. Und endlich — es mag noch andere, mir nicht bekannte Darstellungen geben — hat ein bekannter Schweizer Literaturhistoriker, E. Fenny, in seinem Buche „Alpendichtung der deutschen Schweiz“ und neuerdings in seiner „Literaturgeschichte“ Treffliches über den Dichter Zahn geschrieben. So möchte meine Arbeit schier als überflüssig erscheinen; glücklicherweise — habe ich mir doch schon selbst die Rechtfertigung meines Schreibens aufgebunden — liegen diese Arbeiten vor den fünf letzten Büchern Zahns, den drei Romanen „Lukas Hochstrafers Haus“, „Einsamkeit“ und „Die Frauen von Tannö“, dem Novellenbuch „Die da kommen und gehen“ und dem Bande „Gedichte“. So bleibt mir die Möglichkeit Neues zu sagen neben dem selbstverständlichen Recht, den Lesern der „Berner Woche“ Zahns Dichterweise zu schildern.

Der 26jährige junge Chemann, Geschäftsteilhaber und Dichter schrieb Verse („In den Wind“ 1894), die man lesen und füglig wieder vergessen darf. Zahn ist kein geborner Lyriker. Auch sein zweites Gedichtbuch („Gedichte“ 1900) läßt uns hierüber keine Zweifel. Die zarten Saiten, die ein Windhauch, ein Sonnensimmerchen, ein Kindeslächeln zum vollen Tönen bringt, sie fehlen seiner Harfe. Da ist zu viel heiliger Ernst, zu viel Gedankenschwere, zu viel Herbe im Ausdruck. Doch darf das nicht unbedingt als Vorwurf gelten;

*) „Kämpfe“, Verlag Th. Schröter, Zürich 1893. „In den Wind“ (Gedichte) bei H. Keller, Luzern 1894. „Echo“ (Gedichte) bei H. Keller, Luzern 1895. „Bergvolk“, bei Schröter, Zürich 1896. „Neue Bergnovellen“, bei Huber & Cie., Frauenfeld 1897. „Erni Behaim“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1898. „Sabine Kennerin“ (Drama), Huber & Cie., Frauenfeld 1899. „Herrgottsäden“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1899. „Menschen“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1900. „Albin Zundergand“, Huber & Cie., Frauenfeld 1901. „Der Fodelhub und Anderes“, Huber & Cie., Frauenfeld 1902. „Schattenhalb“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1903. „Die Clari-Marie“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1904. „Helden des Alltags“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1905. „Zimwind“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1906. „Lukas Hochstrafers Haus“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1907. „Die da kommen und gehen“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1908. „Einsamkeit“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1909. „Gedichte“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1910. „Die Frauen von Tannö“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1911.

mag einer immerhin dieses tiefere und vollere Klingen einer verstandesdurchglühten Poesie als das reinere empfinden. Ich kann ihm nachfühlen bei Gedichten wie „Daß du mich liebst“, „Werbung“, „Heimliche Stunde“ und, um ein Beispiel zu geben — ein überaus inniges Seelenverhältnis zur Gattin spricht aus jenem und diesem:

Da du über meinen Weg gegangen.

Schau ich rückwärts, wo vor Anbeginn
Meines Lebens ich gepilgert bin,
Wendet sich mein Auge oft und gern
Hin nach einer Stelle, Jahre fern,
Die ein laßes Licht noch immer segnet,
Nach der Stelle, wo du mir begegnet.

Aus dem Schatten der Vergangenheit
Leuchtet, wie ew'ger Frühling, jene Zeit,
Und kein Winter löscht den lichten Glanz.
Tausend andre sind vergessen ganz,
Nur der Tag will noch herüberprangen,
Da du über meinen Weg gegangen.

Er ist kein Lyriker, der sich zur objektiven Schönheit durchgeläutert hätte, gewiß nicht. Doch möchten wir nicht seine sonnigwarmen Glücksbekanntnisse missen, wie das „Wohnstatt“, „Jeden Morgen“, „König“, „Meine Kleine“, die uns Schlüssel sind zum Herzen dieses sonst so objektiv verschwiegenen Mannes. Hier, im stillen glücklichen Heim, in der Liebeshöhe einer treuen Lebensgefährtin und einer wohlgearteten Kinderschar, in der Zukunftshoffnung für dieses sein Haus; hier wurzelt der hartzähe Wille, der das Höchste zu leisten sich vornimmt.

„... und ich hoffe Schönes und Hohes zu erreichen; denn ich höre die Glocken der Poesie machtvoll läuten von meinen Bergen, wundersame, wohlkautsate Stimmen, und vielleicht gelingt es doch einmal, die Klänge in ihrer lautersten Reinheit festzuhalten. Vielleicht! Es ist eine Hoffnung. Und die Hoffnung ist das Leben!“

Von seinen Bergen! Das ist nicht poetischer Ausdruck, das ist Wirklichkeit. Die Berge haben Zahn zum Poeten gemacht. Ihre hehre Schönheit hat seinem Talente Flügel gegeben. Es war zuerst noch ein Fliegen über den Niederungen des dilettantischen Dichtertums hinweg. Seine Prosa in „Kämpfe“ und die Verse im ersten Gedichtbuche, sie reichen nicht über das konventionelle Maß des Fühlens und des Ausdruckes hinaus. Die stetige stille Einwirkung der Göschener Umgebung, das große Leuchten der Firne, das Rauschen der Föhren- und Tannenwälder, das Tosen der Wildbäche, das Brausen des Föhnsturmes und das Krachen der Lawinen, sie haben den Dichter gemacht: sein Schauen vertieft und sein Fühlen verinnerlicht, und sie haben ihm namentlich den Willen zur bessern Form gestählt. Zahn ist kein Genie, kein Sonntagkind, dem die Götter das Gelingen in die Wiege gelegt haben. Sein Schaffen ist ein Ringen um die Vollendung.

Das beweist sein Anfang und beweist seine heutige Kunst. Wer so tief unten anfängt und auf diese Höhe steigt, der hat einen steilen Weg mit vielen Mühsalen hinter sich. Sie zu überwinden, brauchte es Kraft, aus lautem Liebeshorne geschöpft Kraft, und Mut und einen festen Willen, der nicht hinter sich und nicht zur Seite blickt („Ich will“).

Zahn ist durch seine Berge zum Heimatdichter geworden. Laut rühmt er diese Heimat, sein Alpental, sein Urnerland. Die Lieder, in denen er sie besingt, klingen in reinen, vollen Akkorden („Mein Urnerland“, „Mein Land“). Und wenn Zahn seine Berge preisen kann, dann greift er mit sicherer Hand in seine Harfe („Die Berge“, „Das Bergtal“).

Was Zahns Lyrik an Melodik des Verses und an Weichheit des Reimes abgibt (man beachte die Konsonantenhäufung in dem Verse „Daß du mich liebst, ganz leise sollst du's sagen“, der nicht vereinzelt dasteht, und Zahns Vorliebe für den Reimschluß „Früht“ — „ist“) das kommt den „Balladen und Aehnliches“ zugute. Kraftvolle Kürze ziert diese wuchtigen Heldengedichte; so „Die Brücke“ mit dem prächtigen Eingang und dem großartigen Heroismus des Vorwurfes:

„Es hastet ein Heerzug durch dräuende Nacht,
Die feindlichen Sieger im Rücken,
Wild wälzt es sich weiter, entronnen der Schlacht,
Und schleppt sich mit Fahnen und Stücken.“

Es sind die Verwundeten und Siechen, die dem fliehenden Kaiser und seinen Getreuen die Brücke über den klaffenden Graben mit ihren eigenen Leibern schlagen:

Da trockelt einer dem Graben nah,
Das Antlitz blutig, das alte:
„Wir bauen Euch eine Brücke da!“
Und wirft sich hinab in die Spalte.

Und hinter dem einen gleitet es stumm,
Das Siechvolk klimmt von den Wagen.
Der Graben füllt sich. — Die Zeit ist um. —
Doch der Steg, der Steg ist geschlagen.“

Die Situation im Gedichte „Die Söldner“ — zwei heimkehrende Söldner sterben im Schneesturm angesichts der Heimat — gemahnt an den Schluß von F. Jegerlehners „Marignano“. Die „Heimkehr der Eidgenossen“ ist die Ballade, die ebenso bleibend den berühmten Rückzug der Marignano-Krieger verarbeitet hat, wie das Gemälde, das Drama und der Roman es getan haben. „Die Liebeschmiede“ — um noch ein Gedicht dieser Gruppe zu nennen — behandelt ein Lieblingsproblem des Dichters, das Eheproblem. Es ist hier programmartig gesagt, was Zahn im Roman und in der Novelle in immer neuen Variationen darstellt und folgert:

„Wer diese Kette trägt, sei stark, sei groß,
Sei ohne Fagen, Wanken und Neur,
Wahllos dem ihm Verbundenen getreu.“

So sagt der Liebeschmied, der die Ehekettchen schmiedet, und so meint es auch der Dichter. (Schluß folgt.)

Das Kochgeschirr.

Humoreske von Hermann Ryser, Bern.

Wir lagerten auf der Maiensfelder Furka und grinsten ans Tingenhorn hinüber. Links von uns breitete sich ein schmutziges Schneefeld aus, rechts erhob sich ein steiler Schutthang, von dem in fast regelmäßigen Intervallen Felsbrocken heruntertanzen.

Zwischen meinem Freund und mir stand das Kochgestell und harpte des „Eingepacktwerdens“; denn unser Imbiß war vorbei. Die Sonne brannte scheußlich und wir wurden einig, die Siefta etwas in die Länge zu ziehen.

Es nahte Zuzug. Ein Mann kam von der Arosjerseite heraufgepufft, ließ sich bei uns nieder und fing an zu lachen. Er lachte jedoch nicht etwa innerhalb der Grenzen des Anstandes, sondern hopfte herum und hielt sich den Bauch,

oder er wälzte sich auf dem Boden wie ein Meerweibchen. Fünf Minuten ließen wir ihn gewähren, dann ersuchte ich ihn um eine Erklärung. Er zeigte auf unsern Kochkessel und bedeutete uns in abgerissenen Worten, dieses Geschirr sei die Ursache zu seinem demonstrativen Heiterkeitsausbruch.

Auf diese Äußerung glaubte ich annehmen zu dürfen, der Mensch leide an einem Hirndefekt und mein Freund Abraham legte sich schon die Ruckackriemen zurecht, um den Kerl im Falle eintretender Tobsucht zu bandagieren.

Im Kessel brodelte Schneewasser, um den „Magginieder-schlag“ aufzulösen; denn bekanntermaßen brennt eine Suppe an, wenn zwei Köche dieselbe rühren.

Mittlerweile hatte sich der Mann etwas erholt und bat